

Reisefieber

Nachstehende Erzählungen beruhen auf einer Lebensreise, rein zufälligen Begegnungen, Erfahrungen und Erlebnissen, auf Hoffnung, Enttäuschung und auf meist später Einsicht.

Sie sind einigermaßen, wenn auch nicht immer chronologisch aufgelistet, und somit eher ein Sammelsurium an Abenteuern und nicht zuletzt auch Zusammenfassungen zu historischen Ereignissen, den Einwohnern selbst, sowie der Weite und Abgeschlossenheit des Outback auf dem australischen Kontinent.

Namen und Beschreibungen der Charaktere in dieser Erzählung sind frei erfunden, und eventuelle Ähnlichkeiten mit Personen, Orten und Geschehnissen sind nicht beabsichtigt. Das Niedergeschriebene bezieht sich auf nahezu zweieinhalb Jahrzehnte nach 1990. Die Erzählung selbst beruht auf Jahrzehnten einer unstillbaren Sehnsucht, dem Verlust einer Lebensliebe, der Anerkennung aller Missverständnisse und dem Begreifen der Idiotie alter, fest eingefahrener Strukturen, denen unsere Vorfahren inklusive unserer unmittelbaren Eltern stets oblagen. Die Suche nach dem Sinn des Lebens oder vielleicht besser nach der eigenen Verwirklichung ist wohl der Ausgangspunkt dieser Reise gewesen, die erst dreißig Jahre später wieder dort anlangt, wo sie einst begann.

Von den alten Bildern, die noch mit Film und Versandtasche verarbeitet wurden, sind leider nicht mehr viele übrig und so sollen zusätzliche Zeilen versuchen, dem Erlebten ein Gesicht zu geben.

Seit der Kindheit ist für mich, und dies wohl auch dank meiner Eltern, das Reisen der essenzielle Part in meinem Leben, und schon recht früh und im zarten Jugendalter galt es, mit dem Fahrrad in die Seenregion der Umgegend und später mit dem Motorrad meine Heimat und die angrenzenden Länder zu erkunden.

Mit der Auswanderung nach Australien im Jahr 1989, ich war sechsundzwanzig, als ich meinen Antrag auf Migration bei der australischen Botschaft stellte, nahm eine neue Epoche, ja eine Lebensreise ihren Lauf, die, anlehnend an die Wissbegier meiner Jugend, nicht dem allgemeinen Durchschnitt des Normtourismus entsprach, sondern einer Suche nach Neuem, nach Spannendem, nach Abenteuer und Weite glich.

Es war dieses Reisen auf eine seinerzeit noch selten erlebte, ja andere und zumeist unbeschwerte Art. Es war dieses nie wissen, was am nächsten Tag, an der nächsten Kreuzung oder nachts im Schlafsack auf mich zugekrochen kommt, das mich zu dem machte, der ich im Lauf der Jahrzehnte geworden bin.

Jack, der Reisende.

Ich möchte hier keinen Reiseführer schreiben, und es liegt mir fern, Empfehlungen zu Stadt, Land und Leuten abzuliefern, dennoch will ich nicht nur die Abenteuer resümieren, sondern zu einigen Orten und regionalen Begebenheiten auch das eine oder andere Highlight ausmalen, um dem Land neben den abenteuerlichen Kapiteln auch ein gewisses Gesicht zu geben.

Also will ich zu den Staaten und Besonderheiten so mancher Region einige zusammenfassende Gedanken als Jack R. Bourke zum Besten geben, denn die eigentlichen Anmerkungen zu meinen Reisen in Australien, also die Fakten und Hinweise, aus denen ich hier zitieren will, schrieb ich bereits seinerzeit, als ich in Westaustraliens schöner Hauptstadt Perth lebte. Zusammengetragen aus verschiedensten Broschüren und Infoblättern sowie Büchern jener Zeit, wurden sie je nach Region und Besonderheit von mir handschriftlich zusammengefasst und sind nicht als direkte Quellen zu definieren.

Ein Ureinwohner sagte einmal zu mir, „es ist allein dein Weg, den du im Leben gehst. Und wohin auch immer

er dich führt, niemand kennt die Sohlen deiner Thongs besser als du selbst.“

Doch genug gefaselt. Schauen wir auf Herbert, einen deutschen Auswanderer. Wir wollen ihn ein wenig auf seinen Abenteuern im Land der Beuteltiere und giftigen Krabblen und Kriecher begleiten.

Auf ein Wort 1

Herbert saß am Tresen seiner angestammten Dorfkneipe, ein Foto der Exverlobten steckte in der vorderen Tasche seines vom Arbeitstag im Blaumann bereits recht zerknautschten Schrauberhemd. Er erinnerte sich vage, die Bilder einer vergangenen Liebe nahezu verblasst, die Situation wirkte im Nachhinein schemenhaft. Die Trennung war schmerzhaft, ihr Auszug seine seelische Katastrophe, der endgültige Abschied fiel umso schwerer, zumal er auch anderweitig in umfangreichen Problemen steckte.

Kurz gesagt, Herberts Leben war ein Desaster.

Erst kurz vor der gemeinsamen Amerikareise hatte sich seine Freundin Angelica zu der auf ein Jahr lang angesetzten Hochzeitsreise anderweitig entschieden. Eltern und Familie, Karriere und Standhaftigkeit, der Erfolg bei der Bundeswehr; Dinge, die ihr Vater mit allen Mitteln forcierte und unterstützte, waren ihr am Ende und kurz vor Torschluss doch wichtiger als ein zielloses Abenteuer im unbekannten Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit einem einfachen Kerl, der es, wie ihr Vater sie so oft gewarnt hatte, nie zu etwas bringen würde.

Der Plan, ein Jahr lang in den USA ein gemeinsames Miteinander zu probieren, das Leben der Verheirateten ‚auf Teufel komm raus‘ zu testen, um dann nach Rückkehr in die alte Heimat eine Familie zu gründen, ging nicht auf.

Alles zerfiel in Schuldzuweisungen, Misstrauen und Vorwürfen, und so kam es trotz der monatelangen gemeinsamen Planung von Hochzeit, Haus und Kind, Baum im Garten und dem Versprechen, gemeinsam über Stock und Stein zu gehen und gemeinsam bis ans Ende aller Tage zusammen zu bleiben, am Ende doch zur Trennung.

Einige weitere Unzufriedenheiten, die in seinem längst maroden Dasein den Tagesablauf bestimmten, gingen also einher mit der abendlichen Frage seines Kneipiers, wo denn wohl der Hammer hinge.

„Was ist los, Herbert, welcher Truck ist dir denn über den Fuß gefahren?“

„Zapf dir auch eins an“, sagte Herbert.

Doch der Wirt erwiderte wie seit eh und je. „Keine Chance. Du weißt, das ist eine lange Geschichte, mein Freund, aber lass dir gesagt sein, die Einsamkeit macht dich auch bald zum Alkoholiker, wenn du nicht besser auf dich achtest.“

Daraufhin nickte er dem einzigen späten Gast am Tresen freundschaftlich zu und zapfte ihm das gewünschte Bier. Er zog einen Querstrich in die vier Geraden, die sich bereits neben dem anderen Fünferpack auf dem Bieruntersetzer befanden.

„Das ist dein Letztes, ich werde gleich den Laden zumachen“, sagte Dieter, der sich als Dee-Double-U, kurzum DW ausgab. Er war seit ein paar Jahren als Wirt im Dorfkneipchen im Heimatort ansässig und zapfte stets ein frisches und gut bekröntes Bier, zapfte nur allzu gern die Saiten seiner akustischen Gitarre. Er sang Country Music aus eigener Feder und bediente und bewirtete seine Dorfkneipengäste gemeinsam mit seiner Frau, die für ihre herzhaften Schnitzel über die Ortsgrenzen hinaus wohlbekannt war.

Die beiden Wirtsleute fassten selbst nie einen Tropfen Alkohol an, und so war es dann auch DW, der für die gesamte Auswanderungsprozedur zeichnete, als Herbert allabendlich zwischen Arbeitsfrust und Alltagsmüdigkeit sowie jugendlichem Leichtsinn den Tresen öfter besuchte, als es langfristig gesehen gut sein konnte. Der Alltag im Beruf war ihm nach nahezu zehn Jahren aktiven Schrauberdaseins gehörig zuwider, seine Beziehung war gescheitert, hinzu kam ein für ganze neun Monate entzogener Führerschein aufgrund von Alkohol am Steuer seines Motorrads.

Er verkaufte die geliebte Honda Bol d'or 900, und den alten Opel Kadett ebenso, und so war Herbert Müller ein Dreivierteljahr lang zu Fuß gehend und mit dem Fahrrad fahrend nur noch selten außerhalb des kleinen Heimatdorfes anzutreffen. Als Single nahmen die Kneipenbesuche bedenkliche Zahlen an, die Striche auf dem Bierdeckel belegten die immensen Kosten des Fußwanderns und die Situation von Beruf, Liebe, Familie und vermeintlichen Freunden, die urplötzlich nach dem Fahrscheinentzug nicht mehr so zahlreich anzutreffen waren, zeigte einmal mehr, dass man eben doch nur zählt, wenn man etwas Besonderes zu bieten vermag.

Das Ergebnis all der Diskussionen im Heimatkneipchen zu Zukunft und Vergangenheit entpuppte sich schließlich als Akzeptanz zum endgültigen Verzicht der Jahresreise mit der nun einerlei Exverlobten und mündete stattdessen in einen von DW ins Gespräch gebrachten Antrag auf Einwanderung nach Australien.

Erst einige Wochen vor der Genehmigung zu besagter Einwanderung wurde Herbert der Führerschein ohne Auflagen zurückbeschieden, doch anstatt sich wieder ein Fahrzeug zu leisten, folgte die Entscheidung zu dem, was bislang noch vage Zukunft war, denn niemand konnte die Entscheidung der Bürokraten in der australischen Botschaft voraussagen, ob Herbert Müller aus Nordhessen ein Arbeitsvisum mit Bleiberecht erhalten würde, oder eben nicht.

Und so war es bereits Mittsommer, als er den Umschlag im Briefkasten entdeckte. Die Botschaft in Bonn hatte seinen Reisepass zurückgeschickt. Er riss den Brief auf, nahm den Reisepass und ein Schreiben heraus.

Der dreiseitige Brief war an ihn gerichtet, und gierig den Inhalt nach den ersehnten Worten suchend las er schließlich laut zu sich selbst, „Herzlichen Glückwunsch...“

Das war es, was Herbert die Zusage bestätigte, denn dort stand nicht: „Anrede, leider...“

Dann stockte er. Er las nicht weiter, legte den Brief zurück und nahm den Reisepass zur Hand. Zuerst wollte er sehen, was drin war, im Dokument seiner Zukunft. Der Aufkleber mit dem Permanent Resident Visum inklusive Arbeitserlaubnis und Verbleib mit nahezu allen Rechten und Pflichten eines australischen Bürgers für vorerst fünf Jahre leuchtete in frischen Farben auf einer der Innenseiten des Dokuments.

Da der Immigrationsantrag für die permanente australische Einwohnerschaft nahezu anderthalb Jahre gedauert hatte, war Herbert bereits siebenundzwanzig, als er mit dem Flieger einer niederländischen Airline via Singapur in Richtung Adelaide, der Hauptstadt Südaustraliens, flog.

Er trug ein Handbuch über Australien im Handgepäck und war guter Dinge, wenn auch ziemlich unsicher, was ihn im Land der Beuteltiere wohl erwarten würde. Die erreichbare Lektüre zu dem Land war derzeit noch spärlich besät, umfangreiche Informationen waren allesamt eher oberflächlich, zum Leben selbst konnte ihm DW zwar ein wenig referieren, doch die Erfahrung an sich musste Herbert selbst und am eigenen Körper erleben.

Die Entscheidung war getroffen, und er, Herbert Müller aus Nordhessen, würde es all denen in der alten Heimat, die an ihm gezweifelt hatten, noch zeigen.

Johnny bei dreißigtausend Fuß

Der Bordservice ist hervorragend, die Stewardessen von anmutender Schönheit, der Flug gleitet ruhig über den Wolken der Timorsee, seine Gedanken sind aufgewühlt. Er hat Angels Foto in der Hand, spielt damit, eine Stewardess kommt hüftschwingend den Gang entlang.

„Möchten Sie einen Drink?“, fragt sie und lächelt den jungen Mann bezaubernd an. Der bestellt sich einen doppelten Scotch. „Ohne Rocks, bitte.“

Kurz darauf bringt sie einen Johnny Walker. Zwei Finger breit, kein Eis, er nickt dankend. „So muss das sein.“

„Gern, sonst noch einen Wunsch, Sir?“

„Der mundet mir, gibt's den auch zu zweit?“ Sie lächelt erneut ihr bezauberndes, unechtes, leck mich am Schuh Lächeln der Professionalität, der immer und stets von Kerl und Co. angebaggerten Flugbegleiterinnen und der Fluggast erkennt, dass nichts die Melancholie des Flüchtens besser zu erheitern vermag als eine gehörige Ohrfeige in Form einer Absage.

„Ok, ich trinke allein“, faselt er kleinlaut zu sich selbst, denn die charmante, großgewachsene Asiatin ist bereits beim nächsten Charmeur angelangt. Er bedankt sich erneut, als ihm dreißig Minuten später eine andere Stewardess, die um die zwanzig Jahre älter scheint, einen Fill-Up kredenzt.

„Auf ihr Wohl“, sagt sie, und er weiß, wie sie es meint.

Es sind noch knapp neun Stunden Flug und er fuchst sich in das Land seiner neugewählten Zukunft

ein, während er dem Foto in der rechten und dem Scotch in der linken frönt.

Selbstverständlich hat er sich schon vor der Abreise auf die Stadt und ein wenig auf das Bundesland South Australia vorbereitet und resümiert noch während der insgesamt zweiundzwanzig Stunden Flug die Begebenheiten des Einstudierten, während er erneut im Reiseführer blättert, einen weiteren Scotch ordernd.

Da steht es schwarz auf weiß. Als erster Bundesstaat Australiens hat Südaustralien schon seinerzeit den Konsum von leichten Drogen wie Marihuana erlaubt.

„Das ist ja mal cool, sagt er zu der älteren Stewardess, „wussten Sie das?“

Sie negiert, indem sie leicht den Kopf schüttelt. „Nein Sir, aber es ist tatsächlich interessant zu wissen.“

Er liest weiter. „Kneipen und Diskotheken sind dort immer etwas länger geöffnet als beispielsweise in Westaustralien oder Queensland, und der Anteil an Kultur ist immens. Wir sollten dort mal zusammen ausgehen?“ Doch die Stewardess ist längst den Gang hinunter und die Sitznachbarin ignoriert ihn geflissentlich.

„Verglichen zu den Großstädten Sydney oder Melbourne, wobei Adelaide stets mit Sydney um den Status der Kulturmetropole wetteifert, und das schon seit Jahrzehnten, ist Adelaide die Gewinnerin, steht hier und ich glaube, da wartet ein spannendes Erlebnis. Wo fliegen sie denn hin?“

Die Dame im Nebensitz lächelt ihn an, „Adelaide, ein paar Wochen Urlaub bei Verwandten, dann ein wenig reisen.“

Das Eis ist gebrochen. Er konzentriert sich, liest weiter aus dem Reisehandbuch vor. „Aber mal rein historisch gesehen, Südastralien wurde sechzehnsiebenundzwanzig von Holländern erstmals gesichtet, nicht aber betreten. Und irgend so ein Franzose Namens Baudin traf kurz nach achtzehnhundert zufällig auf den Erkunder Mathew Flinders beim Vermessen der Küste von Südastralien, wonach es fast dreißig Jahre lang keine Expeditionen mehr ins Landesinnere des Landes gab.“

„Na und?“, sagt plötzlich der Sitzhintermann, irgendwie mürrisch klingend.

„Irgendwann im Jahr Achtzehndreißig folgt Charles Sturt dann entlang des Murray River dessen Verlauf bis zum Lake Alexandria.“

„Das klingt griechisch“, meint die Dame im Nachbarsitz.

„Na, wo auch immer der See liegen mag, die erhobenen Daten der Vermessungen wurden schnellstmöglich nach England transferiert, worauf Edward Gibbon Wakefield sein Buch ‚Ein Brief aus Sydney‘ schrieb.“ Er blickt nach links, dann nach rechts, nickt den Nachbarn zu. Lakonisch sagt er, „gern geschehen.“

Der Nachbar nickt, „Danke für die Ausführungen.“

Die Nachbarin nickt ebenso, sagt nichts, greift nach den Kopfhörern.

Er ist beim dritten Drink, und der steigt ihm bei der dünnen Luft und dem leisen Rütteln der Maschine gnadenlos zu Kopfe, dann fragt er die vorbeikommende jüngere Stewardess. „Haben sie das Buch gelesen?“

„Welches Buch?“, fragt sie zurück, er glotzt sie verständnislos an.

„Den Reiseführer zu Australien, diesen hier. Na, egal, gibt's noch ein Topp Up?“

Und so liest er leicht benebelt aber neugierig weiter halblaut vor. „Der Gouverneur hielt die vortrefflichen Möglichkeiten einer problemloseren Kolonialisierung des Landes besser und einfacher für möglich, als es die Kolonialisierung von Sydney und Melbourne gezeigt hat.“

„Hmm...“ Der ältere Mann hinter ihm grunzt wieder. „War wohl ein smarterer Typ“, sagt er und nippt an seinem eigenen Drink, der aus einer Dose thailändischem Singha Bier besteht.

Der junge Mann liest nun leise weiter, brabbelt es mehr so vor sich hin, als dass er gezielt jemanden damit behelligt. Es ist ein Ablenkungsmanöver vor sich selbst, um nicht wieder an Angel, an die Heimat, an die Vergangenheit denken zu müssen.

„Mit dem Schlagwort ‚Zwanzigtausend Acres, ohne jemanden vor Ort, der das Land auch zu bearbeiten vermag‘, macht er den Siedlern und vor allem der Regierung klar, dass es mehr benötigt als unerfahrene und einfach in die Wildnis gejagte Gefangene aus Mutter England, das Land am anderen Ende der Welt zu bestellen. Sein Plan besteht darin, Land an Siedler zu verkaufen und somit einen Besiedlungskreislauf zu erstellen. Man fragt ihn, ob sowas funktionieren kann, und die Antwort lautet, ja. Sogar weitestgehend ohne die zuvor notwendige Zwangsarbeit.“

Er schaut sich um. Die Sitznachbarn sind mit sich selbst beschäftigt, glotzen in die Bildschirme an den Rückenlehnen der vorderen Sitze. Sie trinken irgendeine, meist alkoholische Ablenkung oder dösen

sanft, vom Widerstand der wenigen Wolken in siebenundzwanzigtausend Fuß Höhe, leicht gerüttelt, nicht geschüttelt, vor sich hin.

„Zwangsarbeit war mir neu“, sagt sein Sitznachbar, der sich kurz räuspert.

„Mir ebenso. Ich dachte nicht, dass es in Australien Zwangsarbeit gegeben hat, aber man lernt eben nie aus.“ Er nippt kurz am Scotch, hat die Aufmerksamkeit die er gesucht, und liest weiter vor, diesmal etwas lauter.

„Die Regierung Englands beschloss im Jahr Achtzehnvierunddreißig, die Kolonialisierung zu gestatten. Darauf beruhend wurde innerhalb der darauffolgenden Jahre für die seinerzeit als durchaus immens geltende Summe von fünfunddreißigtausend englischen Pfund das Land an neue Siedler verkauft. Ein Viertel des Landes lag in der Verwaltung einer privaten Gesellschaft unter der Direktion von Georg Fife Angus. Der Vorsitzende war Colonel Robert Torrens, nach dem der Torrens River in Adelaide benannt wurde.“

Weiterhin an seinen Sitznachbarn gewandt, fragt er, ob dieser die Historie von Torrens oder Angus wohl kenne, was der jedoch verneint.

„Ich kenne mich mit der Historie in Australien tatsächlich überhaupt nicht aus.“

„Wollen Sie weiterhören?“ Er blickt den Nachbarn fragend an, liest dann ohne eine Antwort abzuwarten, weiter vor. „Nachdem die Kolonie entstanden war, ergaben sich Probleme in der Aufteilung der Ländereien. Die Siedler waren zwar vor Ort, aber das Land noch längst nicht eingeteilt. Die Siedler spekulierten, kauften und verkauften Ländereien um des Gewinnes willen, was aber nicht

dem Ansinnen der Regierenden und Verwaltenden entsprach.“

„Das erinnert mich an so manche politische Floskel aus meiner Heimat“, sagt der Nachbar, doch dann winkt er leicht genervt ab, will offensichtlich nichts mehr hören von Unterdrückung, Sklaventum oder politischer Willkür.

„Land billig kaufen, teuer verkaufen, wo ist der Haken?“, fragt der Reisende den anderen.

Dieser, ob gewollt oder nicht, erfährt, „Adelaide wurde im Jahr Achtzehnsiebenunddreißig gegründet, und das darauffolgende Jahr kam ein neuer Gouverneur und stellte fest, dass immense Arbeitslosigkeit im Land vorherrschte. Dass zahllose Verbrechen rund um und in Adelaide an der Tagesordnung waren, leider jedoch kaum die erstrebte Farmarbeit, kapierte der neue Gouverneur Namens George Gawler schnell. Mit ihm kamen dann auch achttausend neue Immigranten nach Südastralien.“

Nun wird der Nachbar doch neugierig und resümiert. „Achttausend Siedler? Das sind nicht gerade viele, um ein Land zu besiedeln.“

„Naja, zu damaligen Zeiten wohl schon eine wahre Leistung, alle mit dem Schiff, damals, ein Wahnsinn, nicht?“ Er sieht sich um. „Meinen Sie nicht auch?“, fragt er die andere, nicht so genervte Sitznachbarin, und sie beißt tatsächlich an.

„Ja“, erwidert die junge Frau. „Ich versuche mir auch seit meinem Entschluss das Land der Beutler zu besuchen, die Strapazen der Siedler vorzustellen, die diese Menschen allen Schlages zu bestehen und zu erdulden hatten.“

Der Linksnachbar ist nun auch voll dabei. „Und nicht nur die mühselige Anreise mit dem Segelschiff, ja auch das Ankommen, nichts besitzen, außer Lumpen am Leibe. Arbeit suchen, mit den Unbillen der Natur klarkommen, die Konfrontationen und Lebensgefahren durch Begegnungen mit Ureinwohnern womöglich hautnah erlebend, und mit Laune und Grausamkeit von bereits zugegen weilenden Menschen umzugehen. Das waren noch echte Herausforderungen.“

Sie nickt dem Mann am Fenster zu. Der ergänzt, „ein Alptraum. Da haben wir es doch um so einiges leichter, nicht wahr?“

„Das ermahnt mich, vorsichtig zu sein bei meiner Einwanderung“, gibt der sich nun ein wenig ignoriert fühlende Mittelmann zu bedenken und gönnt sich einen weiteren kleinen Schluck Whisky.

„Oh, du migrierst nach Australien?“, fragt die Dame ungläubig, und betont mit großen, blauen und hübschen Augen ihre Überraschung.

Jetzt ist er wieder im Fokus, auch der Nachbar hebt die Augenbrauen.

„Naja, so habe ich es mir vorgenommen. Zumindest, sofern die Blechbüchse, in der wir sitzen, nicht vorher in die Arafura See stürzt. Und ihr? Was treibt euch ins Land der Kängurus, Schnabeltiere und Schafhirten?“

Ihre Kopfhörer nun wieder gänzlich abnehmend, erwidert sie, „wie gesagt, zuerst ein paar Wochen Urlaub bei der Familie, dann von Adelaide nach Alice Springs und weiter nach Cairns, mal sehen was sich so ergibt. Ich backpacke. Zum Abschluss noch das Great Barrier Reef erkunden, dann geht's wieder heim nach Dänemark.“

„Ich bin geschäftlich hier“, sagt der Nachbar am Fenster. „Komme aus Irland, bleibe eine Woche, dann geht's zurück. Bislang habe ich mir noch keine Gedanken zu Land und Leuten gemacht, obwohl so viele meiner Landsleute doch dorthin ausgewandert sind. Danke für die kleine Einführung.“ Er nickt sowohl dem jungen Mann im Mittelsitz als auch der Dänin freundlich zu.

„Nun ja, also, die Siedler. Das Einzige, was der Gouverneur jetzt machen konnte, war wohl, mehr Geld zu investieren, um der vorherrschenden Misere der neuen Einwanderer ein Ende zu setzen“, sinniert der Einwandernde und blickt zwischen den beiden nunmehr interessiert mitredenden Mitreisenden hin und her.

„Das macht ja Sinn, hat das denn wohl funktioniert?“, fragt der Sitznachbar.

Die Dänin schüttelt indes ihren Kopf und meint, dass sie überhaupt nicht verstehe, wie sowas alles von oben aus angeordnet werden konnte. „Wie die damals mit den Menschen umgegangen sind, das ist mir völlig fremdartig und auch komplett unverständlich.“

Er gibt dem Iren das Buch, doch der resigniert. „Ich verstehe kein Deutsch“, sagt dieser, gibt dem Einwandernden die Schwarte zurück und setzt sein Headset, dass einerlei nur um den Nacken hing, endgültig ab.

Die Männer einigen sich auf ein Glas Scotch. Ein joviales Cheers sowie das Klimpern der Gläser bewegt den direkten Hintermann nun dazu, an die Kopfstütze seines Vordermanns zu pochen. Er sagt: „Ich denke sie haben die falsche Lektüre zur Hand. Die Ureinwohner sind die, die es am härtesten getroffen hat, die Siedler wollten damals wie heute

nur Glück und Reichtum finden und das Land sowie die Einwohner ausbeuten.“

Nun schaltet sich die Dänin wieder ein, beginnt eine Diskussion mit dem Hintermann. „Dass legen Sie sich wohl ein wenig einfach zurecht, stellen sie sich doch nur das Elend der Reise und die Strapazen vor Ort vor, als noch nichts vorhanden war, damals. Und nun ist Australien ein so reiches Land an Bodenschätzen, Tourismus und Kultur.“

Der sich Einmischende resigniert daraufhin, lehnt sich zurück, setzt sich die eigenen Headsets auf und ignoriert so jede weiter aufflammende Diskussion schon im Ansatz.

Die Dänin schnaubt.

Unserem Mittelsitzbewohner wird das alles zu kompliziert, und so liest er laut an seinen Nachbarn gewandt aus dem Buch der Erkenntnis in Englisch vor.

„Noch ein wenig Erleuchtung gefällig? Der Gouverneur beschäftigte zahlreiche Landvermesser und so waren im Jahr Achtzehneinundvierzig, also nur drei Jahre später, bereits über eine halbe Million Acres verkauft.“

Es klopft erneut von hinten und die drei werden etwas zu lautstark belehrt. „Die Acres gehörten niemandem außer den Ureinwohnern und das Land ist auch heute noch ihres. Der gesamte damals sogenannte Deal war ein einziges, verabscheuenswertes Verbrechen.“

„Der Weizenanbau begann auf den ersten siebentausend veräußerten und nun von Neusiedlern bewirtschafteten Acres. Die Rinderzucht erschloss sich erst später, nachdem fünfzehntausend Rinder von Osten her in Cowboymanier heran getrieben

worden waren“, liest der Einwanderer aus seinem Reiseschmöker, während er den Einwurf des Hintermannes geflissentlich ignoriert.

Die Dänin an den Hintermann. „Kennen Sie sich auch mit Stockmen aus?“

Der Hintermann wendet sich gezielt an die Dänin. „Die australischen Cowboys sind die Stockmen, wobei Stock als Synonym für Rinderherde steht, es waren also die Rinderherdenmänner. Viele der alten sogenannten Stockroutes wurden später zu den Straßen, die wir heute in Australien befahren.“

Man bedankt sich für die Info, Einwanderer und Ire prosteten dem nun etwas freundlicher gesonnenen Herrn hinter ihnen zu, heben ihre Gläser auch der vorbeihuschenden Stewardess zu, was diese geflissentlich mit einem netten Nicken erwidert. Die Lektüre in gemäßigter Stimme, aus dem deutschen ins englische übersetzend, fährt der Einwandernde langsam in seiner Rede fort.

„In der Zeit von achtzehnachtunddreißig bis neununddreißig kamen fünfhundert deutsche Lutherische Siedler und begannen in der Region um Adelaide mit Ackerbau und Viehzucht. Sie waren hauptsächlich aus religiösen Gründen aus der Heimat geflohen und suchten ihr neues Glück im fernen Australien. Im Jahre fünfundvierzig fand man Kupfer am Burra Burra Fluss, was einen unmittelbaren Kupferrausch auslöste, und immer mehr Migranten nach sich zog. Daraufhin gründete sich die deutsche Kommune in achtzehnvierzig im Barossa Valley, wo man auch begann, Wein anzubauen.“

„Kupferrausch? Schonmal was von einem Kupferrausch in Australien gehört?“, fragt der irische Sitznachbar, und die ältere Stewardess, die jetzt mit ihrem Karren vorbeigingelt kommt, steigt ad hoc in

die Diskussion ein. „Klar, den gab's doch in den mittleren Achtzehnhundertern bei Adelaide?“

„Das ist wahr“, bejaht daraufhin der Hintermann.

Der Einwandernde zieht innerlich seinen Hut. Alle toasten sich zu.

„Wir servieren nun das Dinner, bitte stellen sie die Rückenlehnen auf Sitzposition und klappen ihre Tische herunter“, tönt es aus den Lautsprechern und man konzentriert sich vorerst auf das Abendessen.

Nachdem sich die Reisenden weitere drei Stunden über Kultur, Sitte und eventuelle Ungebührlichkeiten des angesteuerten Landes unterhalten, genießt man noch ein wenig den ruhigen Flug, jeder schläft eine Zeitlang, dann bereiten sich alle geschwitzt und völlig übermüdet auf den anstehenden Landeanflug vor.

Der Einwandernde stellt erstaunt fest, dass das Land seiner Zukunft von oben her völlig unbelastet, sogar jungfräulich erscheint. „Das Land Down Under. In Anbetracht der gelesenen und andiskutierten Informationen erscheint mir die Hauptstadt Südaustraliens auf den ersten Blick eher konservativ mit all den monumentalen Gebäuden noch aus der Anfangszeit australischer Besiedlung.“

„Ich kann nur sagen, es hinterlässt bei späterem, näherem, persönlicherem Betrachten einen ungeahnten Eindruck ungeahnter Freizügigkeit“, erwidert der Ire. „Ich war ja schon zigmal hier, aber immer nur geschäftlich und nie politisch oder historisch interessiert. Das wird sich aber jetzt grundlegend ändern.“

„Und ich bin ja eigentlich noch gar nicht dort“, sinniert der Einwandernde, während ihn die Dänin

ergänzt. „Ich freue mich so sehr auf die Reise und die Erfahrungen.“

Nach der sanften Landung am Adelaide Airport schüttelt man sich die Hände zum Goodbye, die Reisenden sind offen, neugierig, gespannt, was sie erwartet, und gehen ihrer Wege. Der Einwandernde klaubt sein Bordgepäck aus den Overhead Compartments und geht den Gang hinunter zum Ausgang. Ein zwar mulmiges, aber doch irgendwie frohes Gefühl begleitet ihn, während die beiden Stewardessen, die ihn und die Mitreisenden so freundlich und serviceambitioniert betreuten, sich mit einer Verbeugung verabschieden.

„Einen schönen und angenehmen Aufenthalt in Adelaide, Sir, bitte beehren sie uns bald wieder.“

Der Einwandernde bedankt sich für den guten und zuvorkommenden Service, „Das war ein toller Flug, vielen Dank für den hervorragenden Service, alles Gute und vielleicht sehen wir uns ja mal wieder. Good Bye.“

Herbert Müllers Einwanderung besteht aus einem Visaaufkleber mit Regierungsstempel im Reisepass, einem vollgepackten Seesack und dem Mut der besten Jahre seines Erwachsenseins.

Die Adelaide

An der Einwanderungsschleuse angelangt, liest die etwas rundliche Immigrationskontrolleurin seinen Namen aus dem Reisepass und grinst ihn breit an.

„Welcome to Australia, Mr. Hörrbett.“

In genau dieser Sekunde der ersten Begegnung weiß er, dass sein Name im Land des Neubeginns

dieses Lebensabschnitts ja nun mal ganz und gar nicht gehen wird. Kurzum entscheidet er sich genau jetzt und hier zu einem neuen Dasein.

Harry werde ich ab sofort sein, denkt er bei sich und spricht es auch sogleich aus, ist sich dem weiteren Verlauf seiner verhängnisvollen Aussage aber nicht bewusst.

„Ich bin Harry.“

Die Kontrolleurin schaut ihn schief an. „Der Name ist nicht Hörrbett?“, fragt sie, blättert sichtlich nervös in seinem Pass und wartet auf Antwort. Er kapiert gerade noch zeitig, was er hier soeben angestoßen hat, und revidiert in betont schlechtem Englisch, um sich nicht auf eine längere Diskussion einlassen zu müssen, dass er natürlich Herbert sei, Harry jedoch sein Spitzname, und er sich freue, dass sie seinen Namen so gut aussprechen könne.

„Der Nachname ist Müller“, sagt er, die rundliche Frau nickt pflichtbewusst.

„Ich spreche nur sehr schlechtes Englisch, aber Sie sprechen Deutsch?“, fragt der Australieneinwandernde daraufhin, worauf sie energisch den Kopf schüttelt.

„Einen guten Aufenthalt und viel Glück, Mister Myiller.“ Sie reicht den Pass zurück, nickt freundlich, fordert ihn mit der rechten Hand auf, die Kontrolle zu passieren. Das Licht schaltet von Rot auf Grün, die Passage ist frei. Herbert Müller nimmt nickend sein Dokument entgegen, freut sich, so easy aus der Situation entkommen zu sein und erwidert in gekünstelt schlechtem Schulenglisch noch ein lang gezogenes „Ssenkjuuh.“

Jetzt greift er nach unten, packt seine Bordtasche, die er zum Reisepass rauskramen

abgestellt hat, verlässt schleunigst die Ankunftshalle und geht zum Fließband, um seinen Rucksack entgegenzunehmen.

„Gerade nochmal gut gegangen, was?“, fragt ein junger Mann auf Deutsch, der das Prozedere beobachtet zu haben scheint. Herbert erinnert sich, ja, der Typ stand direkt hinter ihm bei der Einreisekontrolle.

„Die sind hier echt schräg, wenn nicht alles nach Vorschrift verläuft. Da hast du eben echt Glück gehabt, Herbert alias Harry.“ Er lacht zu laut. „Ich wünsche dir ne gute Zeit!“ Sagts, nimmt seinen Koffer und verschwindet auch schon hinter der Glaspforte des Airports.

Herbert will sich noch bedanken, doch der andere hört es nicht mehr und so konzentriert er sich, Herbert Müller, alias ab sofort nur noch Harry, auf den eigenen Rucksack und den Ausgang des Adelaide Airport. Er ergreift das schwere Gepäckstück und beschließt, schleunigst ebenso wie Mister Neunmalklug vor ihm, aus dem Flughafen zu verschwinden. Und zwar bevor ‚Miss Hörrbett Myiller langgezogen‘ ihre Meinung ändert und ihn doch noch auf Herz und Nieren zu filzen beschließt.

Draußen in der großen Ankunftshalle angekommen, stehen um die zwanzig Personen mit Schildern und Tafeln bemannt, und Herbert erspäht auch schon eine Dame mit weißem Schild, auf dem in schwungvollen Lettern mit schwarzem Filzstift aufgemalt, „Welcome to Australia, Herbert“ geschrieben steht.

Sie ist die Frau des Bruders seines ehemaligen Wirtes in der alten Heimat und holt Herbert wie zuvor in regem Briefverkehr geregelt, am Flughafen ab. Sein Freund Dieter in der alten Heimat und dessen in Adelaide lebender Bruder hatten alles arrangiert,

dass Herbert zumindest eine Anlaufstelle vorweisen konnte, als er in das fremde Land migrierte. Schließlich war es auch Dieter, der vor anderthalb Jahren die Einwanderungsanträge für Herbert gestellt hatte.

Sie begrüßt ihn mit einem herzlichen „Good Day Herbert, ich bin Margret. Willkommen in Australien, Willkommen in Adelaide. Wie war dein Flug?“

Und als er nach der Begrüßungsfloskel und einer knappen, unsicheren Umarmung den Rucksack auf dem Heck des Pickups verstaut sieht, fahren sie auch schon in die schöne Stadt Adelaide zu dem recht feudal anmutenden Haus in den Adelaide Hills. Herberts Gastgeber erweisen sich als bodenständiges Paar, leben seit über zwanzig Jahren in ihrem aus Backstein gemauerten Wohnhaus in der eher wohlhabend zu bezeichnenden Vorstadt, und als Vertreter für ein deutsches Unternehmen verdient Klaus ein ansehnliches Gehalt, von dem sich das Studium der Tochter, ein Swimmingpool im Garten sowie ein Ford PKW als auch ein geländegängiger Toyota Pickup finanzieren lassen.

„Recht ansehnlich, das australische Familiendasein, aber ich habe ja keine Ahnung“, spricht er zu Margret, die grinsend erwidert, „du wirst noch so einige Male staunen, wie anders und doch ähnlich wie die Europäer wir hier in Australien leben.“

Nach dem Zuweisen seines Zimmers für die paar Tage, bis er das temporäre Nest dieser freundlichen Leute verlassen wird, kündigen die beiden aufgeregt an, dass sie abends erstmal gemeinsam in den ‚Deutschen Rheinland Club‘ fahren werden.

„Da werden dich bestimmt alle herzlich begrüßen, und mit echtem deutschem Bier verwöhnen.

Als ob ich nach Australien ausgewandert bin, um deutsches Bier in deutscher Manier in einem deutschen Club bei Dirndl und Lederlatzhose zu vertilgen, denkt Herbert halblaut und ein wenig enttäuscht an seinen inneren Schweinehund gerichtet, und als am Abend im Vereinsheim ein weiterer ausgewanderter Deutscher im besten Alter von irgendwas über achtzig in kurzen Lederhosen, grauen Kniestrümpfen und Gummilatschen an den Füßen auf ihn zukommt und auf seinen altdeutschen Namen anspricht, ist der reisegestresste Harry kurz davor, einen blöden Spruch abzufeuern, doch er beißt sich auf die Lippen.

„Herbert, schön dich kennen lernen zu dürfen, das ist ein guter alter deutscher Name, ein Freund von mir hieß auch Herbert, Gott sei seiner Seele gnädig.“ Der Alte spricht und nimmt einen langen Zug aus dem Stubby. Das ist die Kurzhalsbierflasche, die er in einen mit Styropor ausgestaffierten Kunststoffbecher gesteckt hat. So einen Becher hat Herbert tatsächlich noch nie gesehen, wird aber kurzerhand dahingehend belehrt, dass der Stubbyholder ein unerlässliches echtes australisches Zubehör zu kaltem Bier ist.

„Der hält das Bier kühl und die Finger frieren nicht an der Pulle fest“, erleuchtet ihn der ältere Mann und schmunzelt in seiner Weisheit über die gänzliche Unwissenheit des Neuankömmlings, als er dessen staunenden Blick vernimmt.